Oral History - nichts als Fragen?

Autor(en): **Broda, May B.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Traverse : Zeitschrift für Geschichte = Revue d'histoire**

Band (Jahr): **1 (1994)**

Heft 1

PDF erstellt am: **28.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-1708

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

ORAL HISTORY – NICHTS ALS FRAGEN?

MAY B. BRODA

«Das isch alles verbi. – Dies alles ist vorbei; Das hän i niemertem verzellt. – Das habe ich niemandem erzählt; Das isch doch nöd wichtig. – Das ist nicht wichtig!» So kommentierten Schweizerinnen die eigenen Aussagen über ihre Beziehungen zu fremden Soldaten, die während des Zweiten Weltkrieges in der Schweiz interniert waren. Hätte nicht vor Jahren der Hinweis in einem Stadtratsprotokoll auf «Polenhuren» – so nannte man die mit polnischen Internierten liierten Schweizerinnen – meine Neugierde geweckt, hätte ich auch nie nach diesen Frauen gesucht und sie befragt, nachdem ich in den zugänglichen Akten wenig gefunden hatte. Neben der Gier nach Neuem waren schriftliche Quellen der Anlass für die Befragungen, mit denen ich neue Quellen schuf. Handkehrum führten mich die Antworten zu schriftlichen Quellen, z. B. zu Verhören betroffener Schweizerinnen durch die Heerespolizei. Diese Wechselwirkung der Oral History ist unschätzbar: Aus den Fragen an die Zeitzeuginnen und Zeitzeugen entsteht ein gezieltes Suchen nach neuen mündlichen wie schriftlichen Quellen, welche die Ausgangsfragen nicht nur beantworten, sondern auch zu neuen Fragen führen.

Mit der Methode «Oral History» – der englische Begriff hat sich im deutschen Sprachraum eingebürgert –, Geschichte zu erforschen, ist ein vielschichtiger Prozess verbunden. Die Forscherinnen und Forscher lösen sich aus einem traditionellen Verhalten und ändern ihr Quellenverständnis – die mündlichen Zeugnisse erhalten Gewicht; sie schränken die Gültigkeit schriftlicher Dokumente als einzige Grundlage der Geschichtsschreibung ein: Beispielsweise erklärte mir ein Stadtrat, ein ihn betreffender Protokolleintrag sei nicht korrekt, im Treppenhaus habe Mann per Handschlag anders entschieden. Die Perspektive der Historikerinnen und Historiker erweitert sich: «Ziel ist die Wahrnehmung unterschiedlicher Perspektiven auf die Geschichte, die Auflösung eines vereinheitlichten, scheinbar allgemeinen, letztlich aber herrschaftlich-männlichen Geschichtsbildes» (Karin Hagemann). Durch die Interaktion mit den «Objekten» der Geschichtsschreibung können die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler ihre (Umgangs-)Sprache überprüfen. Sie müssen dabei ihr Selbst wahrnehmen und dies «als ein kritisches Erkenntnisinstrument und als eine Chance begreifen, aus dem Elfenbeinturm ohne Fehlidentifikation auszubrechen» (Lutz Niethammer). Oral History ermöglicht den Zugriff auf Lebens-, Erfahrungs-, Alltags-, Geschlechtergeschichte. Sie ist eine spezifisch historische Arbeit, in deren Praxis es Problemfelder zu beachten gibt.

Am Beispiel meines Projektes «Verbotene Beziehungen»[1] halte ich die Probleme

der Praxis fest, die ich in Beziehung zu den anerkannten Grundzügen der Methode setze.

Die Zeit des Zweiten Weltkriegs bedeutet für Frauen und Männer unterschiedliche Erfahrungen. Männer reden von ihrem «Aktivdienst». Was erleben die Frauen? Am 20. Juni 1940 wurden die Schweizer Militärs und Behörden überrascht, als rund 43'000 französische und polnische Soldaten im welschen Jura um Asyl nachsuchten. Die Bevölkerung begrüsste die Übertretenden, die gegen das nationalsozialistische Deutschland gekämpft hatten, enthusiastisch. Dies missfiel den Schweizer Militärs aus verschiedenen Gründen: Deutschland sollte in keiner Weise gereizt werden, denn in ihren Augen bestand weiterhin die Gefahr, dass die deutsche Wehrmacht die Schweiz erobern könnte. Die Begeisterung für die fremden Soldaten schien zudem die Verdienste der eigenen Soldaten zu schmälern, und die Angst vor mannigfacher Unterwanderung machte sich breit. Im März 1941 konnten die französischen Internierten in ihre Heimat zurückkehren; das Vichy-Regime wollte die 15'000 polnischen Freiwilligen, die mit der französischen Armee gekämpft hatten, nicht übernehmen.

Die polnischen Internierten blieben als einzige Nationalität von 1940 bis 1945 durchgehend in der Schweiz. Um die Disziplin zu verbessern, erliess der Eidgenössische Kommissär für Internierung und Hospitalisierung am 1. November 1941 den «Befehl über die Beziehungen der Zivilbevölkerung zu den Internierten». Dessen Paragraph IV lautete: «Den Internierten ist die Eingehung einer Ehe nicht gestattet. Es sind daher auch alle auf eine solche hinzielenden Beziehungen mit Internierten untersagt.» Schweizerinnen setzten sich über dieses militärische Verbot hinweg und pflegten Beziehungen zu Militärinternierten. Prägte der zivile Ungehorsam die weiblichen Verhaltensweisen, blieben die Frauen nach dem Krieg selbständiger und selbstbewusster?

Ist das Thema mithilfe der Sekundärliteratur aufgearbeitet, das Erkenntnisziel gesetzt und ein allgemeiner Leitfaden für das Gespräch festgelegt, können Unklarheiten und Unstimmigkeiten während des Gesprächsverlaufs aufgespürt werden, ohne dass der eigene Wissensstand gegen das Erinnerungsvermögen der Befragten ausgespielt wird. Die Forscherinnen und Forscher gewinnen ihre Interviewpartnerinnen und -partner in den meisten Fällen durch einen öffentlichen Aufruf oder lernen über das Schneeballsystem Beteiligte kennen – Bekannte oder Angefragte empfehlen andere weiter. Auf letztere Weise fand ich ein halbes Dutzend Frauen, die bereit waren, ihre individuelle Lebensgeschichte preiszugeben. Die meisten kamen aus der gleichen Kleinstadt. Verschiedene Angefragte hatten mit der Vergangenheit abgeschlossen und wollten nicht mehr darüber reden. Die Gesprächsbereiten fanden es wichtig, den nachfolgenden Generationen «die Wahrheit» zu sagen, warum und auf welche Weise «gewöhnliche Leute wie wir» verfolgt wurden. Ein eher unüblicher Beweggrund! Als Motive nennen die Interviewten meistens ihr Alter, die reichlich vorhandene Zeit, die Freude,

sich einmal jüngeren Leuten mitteilen zu können und – oft unausgesprochen – die manchmal belastende Hoffnung, betreut zu werden.

Das Erinnerungsinterview ist das Forschungsinstrument der Oral History. Die Befragten sollen ihre Assoziationsketten auf das laufende Band des Kassettenrecorders mitteilen und ihre Erzählstruktur beibehalten. Die Fragenden geben nur Stichworte und hören vor allem zu. Sie protokollieren in Schlagworten mit und halten fest, was sie nachfragen müssen. Das Begleitprotokoll erleichtert die Kontrolle, hält signifikante Mimik und Gestik des Gegenübers fest, dient als Gedankenstütze und liefert ein vorläufiges Inhaltsverzeichnis, das die Transkription erleichtert.

Ich führte mit den sechs ungehorsamen Frauen zuerst Einzelgespräche. Auf ihren Wunsch machte ich nur handschriftliche Notizen und keine Tonbandaufzeichnung. Das Verbot, auch wenn es inzwischen 50 Jahre zurücklag, wirkte nach. Als weitere Begründung kam hinzu, dass die Frauen erstmals mit jemandem darüber sprachen. Drei der Betroffenen waren bereit, vor der Kamera auszusagen, allerdings nur gemeinsam. Dies bewährte sich wenig: Die Scheu vor der aufdringlichen Kamera legte sich nie vollständig, und das Bewusstsein verlor sich nie, dass es um eine Aufzeichnung für eine Fernsehsendung ging. Entsprechend formulierten die Frauen sorgfältig, gehemmt oder zogen sich auf ein unverbindliches Geplänkel untereinander zurück. Im Gegensatz zur Videokamera hat sich der Kassettenrecorder als Hilfsmittel bewährt und wird sehr schnell vergessen.

Es kommt immer wieder vor, dass die Forschenden als erste Einblick in einschneidende Erlebnisse erhalten. Oftmals teilen Angesprochene bereits am Telefon das Intimste mit. Innerhalb der Familie haben die Polenfreundinnen – sie betonten es ausdrücklich – nie über ihre Auseinandersetzungen mit der Heerespolizei gesprochen. Vielleicht hat sie bisher niemand danach gefragt. Ich meine, dass die momentane Vertrautheit bis Vertraulichkeit auf einer Reise in die Vergangenheit die Zunge löste, vor allem weil ich eine unbekannte Zuhörerin war und die Beziehung letztlich unverbindlich blieb. Ich nenne dies den «Greyhound-Effekt» oder den Trends von heute angepasst «156er-Effekt».

Die Erinnerungsinterviews dauern durchschnittlich drei bis vier Stunden, nach zwei bis drei Sitzungen erschöpfte sich erfahrungsgemäss die Erinnerung. Biographisches Konstruktionsprinzip, Realinformationen und Standardgeschichten liegen allgemein auf der Ebene des Langzeitgedächtnisses bereit. Assoziative Geschichten und Routinen lassen sich aus der latenten Gedächtnisebene abrufen. Dass sich meine sechs Zeitzeuginnen nicht an den angeblich überall angeschlagenen und publizierten «Befehl über die Beziehungen der Zivilbevölkerung zu den Internierten» vom 1. November 1941 mit dem drastischen Paragraphen IV, wohl aber an ein allgemeines Verbot erinnerten, sagt über ihr Erinnerungsvermögen wenig aus. Entscheidend ist, wie sie mit diesem Verbot umgingen, welche Strategien sie entwickelten und wie sie ihre verbotenen Beziehungen heute einordnen.

Oral History lässt Menschen, die wenige schriftliche Spuren hinterlassen, aus der Geschichtslosigkeit treten, vorausgesetzt, sie sind bereit auszusagen. Die anfangs erwähnten Kurzkommentare der befragten Frauen verweisen auf eine typische Geringschätzung der eigenen Bedeutung in der Geschichte. Dies ist nicht eine Frage der Gesellschaftsschicht; die Frauen, die sich mit den Polen solidarisierten, gehören mehrheitlich dem Mittelstand an, sie haben höhere Schulen besucht und einen Beruf erlernt. Es hat mit der Wahrnehmung der Frauen in der Geschichtswissenschaft und dem gängigen Geschichtsbild zu tun: Ihre Männer waren Helden – Kriegshelden.

Wir Forschende müssen uns immer wieder vergegenwärtigen, dass die Zeitzeuginnen und Zeitzeugen freiwillig mitmachen: Können wir eine Sphäre des Vertrauens schaffen, die andauert, wird der Erinnerungsprozess kaum unterlaufen. Allerdings können wir nicht verhindern, dass eine Zusage rückgängig gemacht, wichtiges verheimlicht wird oder Märchen aufgetischt werden. Wir bemühen uns um eine Verständigung, manchmal vergeblich. Mit den «verbotenen Beziehungen» berührte ich Tabus und weckte Erinnerungen an längst vergessene Pöbeleien. Die Frauen waren verfemt. Zum Teil schürten Freunde und Familienangehörige den Hass. Auf ihrer Seite wussten sie den Nationalrat, Arzt und ehemaligen Oberstdivisionär Eugen Bircher, der in der Herbstsession 1944 forderte: «Man könnte ganz gut das Beispiel des alten Berns nachahmen, das jetzt auch in Frankreich gemacht wird, und diesen Damen und Dämchen einmal die Haare schneiden auf den Kopf hinunter, dass man sie erkennen kann.» Das Gefühl für Takt verlangte, dass ich den verborgenen Emotionen nicht mehr nachspürte und die versöhnlichen Versuche zu beschönigen nicht desavouierte. Die Akten sprechen disbezüglich eine deutlich andere Sprache.

Als Initiantinnen und Initianten fordern die Forschenden im qualitativ offenen Interview die Erlebnisse des Vis-à-vis ein. Sie bestimmen verbal, gestisch und mimisch den Gesprächsverlauf entscheidend mit. Es ist von Bedeutung, dass die Zeitzeuginnen und Zeitzeugen auf ihre Weise erzählen, auch wenn die Authentizität durch unser Mitwirken bereits eine mittelbare ist. Es spiegeln sich Fragende und Befragte.

Immer wieder steht zur Diskussion, ob das ganze Interview zu verschriftlichen sei. Entscheidend ist meines Erachtens, wie transkribiert wird. Die anfangs zitierten Kurzkommentare zeigen andeutungsweise die Schwierigkeiten, gesprochenes Schweizerdeutsch schriftlich nachzuzeichnen. Der entstehende Text ist alleweil ein Kunstprodukt, der im Übersetzen verfremdet, aber nicht unbedingt verfälscht wird. Stützen sich die mittelalterlichen Chroniken nicht auch auf mündlich Übermitteltes? Und die Zeitungsartikel, die unbestritten als historische Quellen gelten, zitieren Befragte, ohne dass stundenlang miteinander gesprochen wurde und das Setting sichtbar gemacht ist.

Die Forschenden werten also eine Lebensgeschichte aus, die durch Auskünfte und «Geschichten» ergänzt ist. Die Plausibilität der Auskünfte können sie im Vergleich mit anderen Interviews und Quellenarten überprüfen. Die Geschichten hingegen sind Erzählkultur: Die Erzählenden verbinden Sache und Sinn in einer ihnen gemässen Form. Die Geschichten, wie die Heerespolizei ausgetrickst wurde, sind spannend; sie zeugen von List, Abenteuer, Übermut, sie geben Auskunft über die Freizeitgestaltung und das Verhalten gegenüber besorgten Vätern: In einer Zeit, als die Schweiz von der Aussenwelt abgeschlossen war und keine Reisen möglich waren, kamen die Fremden in die Schweiz. Die Frauen solidarisierten sich nicht nur aus humanitären Gründen, entscheidend waren Lebenslust und die Chance, aus gewohnten Bahnen auszubrechen.

Mit Oral History begeben sich die Forschenden aus dem geschützten Raum des Archivs und der Universität hinaus und kommunizieren mit ihren «Objekten». Das Aufbrechen zu Dialog und Interaktion bedeutet, dass die Geschichtswissenschaft ihre Methodengrenzen in Richtung anderer Disziplinen wie Ethnologie, Volkskunde und Soziologie öffnet. Für die Erforschung der Zeitgeschichte, die immer mehr mit Datenschutz und Sperrfristen zu kämpfen hat, bringt Oral History einen bewussten Zugang, der meist in Ergänzung zum individuellen Zeugnis andere dokumentarische Belege wie Briefe und Fotografien zutage fördert.

Ich bin überzeugt, dass Oral History unter den Bedingungen einer weitgehend rationalisierten Lebenswelt verloren geglaubte Traditionsbestände wiederbelebt. Oral History steht der Verödung der Kommunikation, der Verarmung im Ausdruck entgegen – der Griff zum Telefon hat längst das Briefeschreiben abgelöst. Sie weicht vom *mainstream* ab und wendet sich individueller Erfahrung zu. Sie erweitert historische Überlieferung und Wahrnehmung. Sie gewährt Einblick in Lebenswelten von Menschen, die wenige schriftliche Quellen hinterlassen haben oder hinterlassen werden. Sie stellt neue Erwartungen an die qualitative Sozialgeschichte.

Anmerkung

1 Broda May B.: Verbotene Beziehungen. Polnische Militärinternierte und die Schweizer Zivilbevölkerung während des Zweiten Weltkrieges am Beispiel auch des Internierten-Hochschullagers Herisau/St. Gallen, in: Appenzellische Jahrbücher 1991, S. 1–55.